

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 63 (1959-1960)
Heft: 12

Artikel: Der tanzende Teufel
Autor: Flueler, Fitz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671654>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

dem Streifenwagen vor dem Hause Tenderstreet 10. — Kay lächelte und rief sie heran, zu dem Hause mit der Nummer 14, in dessen Erdgeschoss er am Fenster stand, das «Gespann» vor ihm mit dem Browning in Schach haltend. — Der langgesuchte Verbrecher und sein Mädchen wurden in den Streifenwagen gebracht. Als sie an Inspektor Kay vorbei mussten, blieb das Mädchen stehen und sagte zu ihm: «Schade, Inspektor, — wir hatten alles so gut organisiert und wollten Sie dieses Mal endgültig 'abmelden'! Schade auch, dass Sie nicht zu uns gehören, denn ich komme ja bald wieder heraus!» Dann lachte sie girrend und streifte Inspektor Kay mit ihrem Oberkörper am Arm. — Kay schaute durch sie hindurch und war ganz Inspektor. Sein Sergeant hatte nichts verstanden von dem Doppelsinn der Worte des Mädchens und sagte nur zu Kay: «Das ist noch einmal gut gegangen, Herr Inspektor. Wir hätten Sie nämlich, wenn Sie zur verabredeten Zeit nicht zurückgewesen wären, im Hause Tenderstreet 10 gesucht!»

Der tanzende Teufel

von Fritz Flueler

Das war eine Nacht gewesen! Ununterbrochen hatten die flammenden Himmelszeichen durch die Ritzen der Fensterläden geblitzt. Ununterbrochen hatte der Donner die Fensterscheiben zum Zittern gebracht. Ununterbrochen hatten Wind und Regen die Bäume und die Erde gepeitscht. Dabei hatte sich das Dorf den Vorabend auf den Sonntag gefreut. Es war Tanz angesagt. Es wird nicht oft getanzt, vielleicht sechsmal im Jahr. Daher trifft sich das ganze Dorf und die Jugend der umliegenden Dörfer bei einem Tanzanlass. Und weil dann sehr viel Volk zusammenkommt, kann nur im Freien getanzt werden. Kein Saal ist gross genug, die Tanzenden und die Zuschauer zu fassen. Der Tanz findet jeweils in der Boccia-Bahn statt, und die Passiven, die nicht tanzen wollen, gruppieren sich an einem sanft fallenden Abhang oder auf der Terrasse, die einen Tiefblick auf den Tanzplatz gewährt.

Am Morgen nach der Gewitternacht lag graues, schmutziges Gewölk im Tal. Lang-

sam löste sich Nebel aus der Tiefe und strich die Hügel hinan. Das war sonst kein schlechtes Zeichen. Wie aber konnte man tanzen, wenn die ganze Boccia-Bahn einem Schwimmteich glich! Irgendein Schlaukopf hatte eine Lösung gefunden. Am Nachmittag führten Lastwagen Bretter herbei, die genau auf die Breite der Boccia-Bahn zugeschnitten waren. So wurde über die nasse Erde ein Boden gelegt und dieser mit Seifenflocken bestreut. Die bunten Lampions und kitschig schönen Lämpchen waren schon kreuz und quer über den Tanzplatz gespannt. Nun brauchte es nur noch Abend zu werden und das Fest konnte beginnen.

Es begann. Das Orchester bestand aus drei Mann, aus einer Klarinette, einer Trompete und dem Schlagzeug. Am Anfang wagte sich niemand auf die Piste. Dann gab ein Knuspermädchen, das eben zu seiner frühen Schönheit erblüht war, einem unbekannten Italiener ein Zeichen und das Paar legte einen hinreissenden Boogie-Woogie — das war im Dorf das Neueste — auf die Bretter hin. Zögernd folgten andere Paare. Beim dritten Tanz war schon der ganze Bretterboden bevölkert. In den Pausen wurde an einzelnen Tischen ein Lied angestimmt. Die Melodie pflanzte sich fort und wurde bald rundum gesungen. Auch Flaschen gingen von Mund zu Mund. Die halbwüchsigen Burschen und Tusanellen, die noch nicht tanzen konnten, lehnten beim nächsten Tango wie hungrige Kinder, die an einem Schaufenster voll Leckerbissen ihre Nasen plattdrücken, über die Terrassenmauer.

Immer lauter wurden die Lieder, immer rascher die Tänze. Da sah ich plötzlich unsern Kaminfeger beim Bläser stehen. Der Kaminfeger ist ein kleines, behendes Männchen. Er hatte vor vielen Jahren im gleichen Jahr seine Frau und seine fünfzehnjährige Tochter verloren. Er hatte mir das im Winter erzählt, als wir zwei Stunden vor meinem Kamin sassen und zwei Liter tranken. Weinend hat er mir von seinem traurigen Wittwerdasein erzählt und dabei immer wieder zum Wein gegriffen, um seine Gefühle beredter ausdrücken zu können.

An diesem Tanzabend schien er gar nicht traurig zu sein. Im Gegenteil. Er schien etwas Lustiges im Schild zu führen. Obwohl es Sonntag war, hatte er ein schwarzes Gesicht. Er hatte es mit Russ eingerieben. Seine flinken Aeuglein stachen seltsam scharf aus der Schwärze und dem roten Taschentuch, das er um den Hals geschlungen hatte. Der Spazzacamino verhandelte leise mit dem Musikanten, und dieser verhandelte seinerseits mit dem Wirt. Dann kehrte der Blä-



Belgisch-Kongo

Schwarze Goldgräber in der Goldmine von Kalimba

(Photo IBA)

ser wieder an seinen Platz zurück. Das Orchester spielte nun einen Walzer, der die Füße in ein unruhiges Fieber versetzte.

Plötzlich stürmte der Kaminfeger unter die tanzenden Paare, warf seine Jacke in die Büsche und drehte sich mit nacktem Oberkörper ausgelassen um die eigene Achse. Wie eine Vogelscheuche hielt er die Arme von sich gestreckt. Die Paare zogen sich zurück und höckelten sich auf die Umrandung der Boccia-Bahn. Seltsam genug sah das Männchen aus mit dem weissen Körper, dem schwarzen Gesicht und der roten Schleife um den Hals. Was mochte in den Sechzigjährigen, dessen Gestalt freilich einem Sechzehnjährigen glich, gefahren sein? Niemand hatte ihn je tanzen gesehen!

Nun warf er die schwächtigen Arme hoch, ging dann in die Knie und warf die Hüfte blitzschnell herum. Wie ein Irrlicht geisterte er unter den blauen, grünen, roten Lichtern über die Piste. Immer närrischer drehte er sich. Da riss die Musik ab. Er stand wie versteinert still. Da wollte der Beifall kein Ende nehmen.

Flinke Hände rissen von den nächsten Sträuchern Zweige und Ranken, von den Baumrinden holten sie Efeu. Daraus flochten sie einen Kranz. Das Laubgewinde wurde dem tanzenden Teufel auf das Kraushaar gesetzt; aber auch die Brust wurde mit Laub umkränzt; die Lenden erhielten einen Gürtel aus Weinlaub. Regungslos liess er den Uebermut der Jugend über sich ergehen.

Da tropften ein paar Töne aus der Klarinette. Es waren Tropfen auf ein heisses Eisen. Mit einem Zischlaut lief ein Zittern durch den starren Körper. Das Schlagzeug setzte ein, der Bläser setzte die Trompete an die Lippen. Und wieder begann der Irrwisch zu tanzen. Immer behender fuchtelten seine Hände in der Luft. So rasch wirbelte der Kopf, dass niemand mehr seine Züge erkannte. Das Laubgewind hatte sich etwas gelockert. Efeu fiel ihm über die Augen. Efeu sträusste sich hinter den Ohren empor. War das nicht der wilde Mann, der auf vielen Brunnen steht, ein Mann aus Stein, der vom Sockel gestiegen und tatsächlich wild geworden war?

Plötzlich fiel er mitten aus seinem Rasen erschöpft zu Boden. Er spreizte die Glieder von sich. Mit geschlossenen Augen lag er wie tot. Doch seine Brust ging in heftigen Stössen auf und nieder. Da wurde ihm wie einer Vogelscheuche ein Besen in die Hände geklemmt, und als würde nach ihm mit Messern geworfen, schossen ihm Boccia-Kugeln an den Körper und umrahmten seinen schwächtigen Umriss.

Dann bildeten die Jungen einen Ringelreihen um den liegenden Mann. Auf einmal öffnete sich der Kreis und das Knuspermädchen überreichte ihm einen Riesenstrauss, den es rasch auf der nahen Juniwiese eingeholt hatte. Man half dem Liegenden auf die Füße und in die Jacke. Mit einem verlegenen Lächeln nahm er die Blumen an und schwankte zur Stiege, die auf die nahe Strasse führte. Es wurde seltsam still in der Runde, als er im Dunkel verschwand.

Es war Mitternacht geworden. Die Musiker packten ihre Instrumente ein. Die Leute standen langsam auf. Gruppenweise schlugen sie den Heimweg ein. Etwas Gewitterhaftes lag noch immer in der Luft; ein fahles Wetterleuchten kündete, dass die Natur noch eine Ueberraschung bereit hielt.

Über das Vorzimmer

von *Joh. P. Scherer*

Und wenn ein Mann endlich oben angelangt ist, wenn er aufseufzend zurückblicken und mit tiefer Befriedigung sagen kann: «Es ist erreicht!» — dann geht er hin und richtet sich ein Vorzimmer ein. Denn erst das Vorzimmer gibt seinen Erfolgen den äussern Anschein von Würde und Macht. Nun ist er kein Mann mehr, bei welchen alle Leute einfach eintreten dürfen, um seine Zeit in Anspruch zu nehmen — nun ist er ein Mann geworden, der nur durch ein Vorzimmer erreichbar ist, in welchem die Leute geduldig warten, bis es ihm beliebt, sich mit ihnen zu unterhalten.

Vorzimmer trifft man hauptsächlich bei Beamten, Zahnärzten und Direktoren; sie sind meistens sehr einfach eingerichtet. Da stehen ein paar Stühle, ein grosser Tisch, auf welchem alte Zeitungen und Illustrierte lie-

gen, und an den Wänden hängen einige langweilige Kunstdrucke oder Oelgemälde. Das muss so sein, denn der Wartende soll auf keinen Fall abgelenkt werden, er soll alle seine Gedanken auf die kommende Unterredung richten. Aber: obwohl ein Vorzimmer sehr einfach und unscheinbar aussieht, übt es dennoch eine seltsame Macht über die Gemüter der Wartenden aus, eine Macht, der niemand sich zu entziehen vermag. Es schwächt die Menschen seelisch und geistig, es macht den stärksten Mann zum zaghaften Feigling, und ich kann mir sehr gut vorstellen, dass Zahnziehen gar nicht so unangenehm wäre, hätten die Zahnärzte nicht jene greulichen Vorzimmer, angefüllt mit blassen Leuten, geschwollenen Backen und leisem Stöhnen, das aus einem Nebenzimmer kommt.

Noch ausgeprägter aber zeigt sich die Macht des Vorzimmers bei den Beamten, die oft nur darum so autoritär wirken, weil man, um zu ihnen zu gelangen, zuerst durch das Fegefeuer eines nervenzerstörenden und quälende Ungewissheit auslösenden Vorzimmers muss.

Aber das ist ja auch die eigentliche Aufgabe eines Vorzimmers: jene Stimmung zu schaffen, in welcher die Widerstandskraft der Besucher erlischt wie eine Kerze im Sturm und sie bereit sind, jedes Anliegen, mag es noch so sehr ihren Stolz verletzen, protestlos hinzunehmen und sich zu fügen. Wo sie aber auch die besten Vorsätze: Nun werde ich einmal auftreten und dem Mann meine Meinung sagen! — vollständig vergessen und sogar ihre Stimmbänder einer leichten Lähmung unterliegen, so dass es ihnen unmöglich ist, anders als in flüsterndem Ton zu reden. Ja, sie würden vielleicht blitzen und donnern, würden mit männlicher Wildheit auftreten, ihren Stolz und ihren Witz ins Treffen schicken, wäre nicht dieses Vorzimmer, aus welchem sie, gebrochen an Leib und Seele, vorgelassen werden, und dann klein und hässlich alles über sich ergehen lassen müssen. Es muss wirklich ein grosser und zynischer Psychologe gewesen sein, der das Vorzimmer erfand. Er kannte die Menschen, er wusste genau, wie wenig es braucht, um sie dahin zu bringen, dass sich ihre ganzes Selbstbewusstsein im hintersten Ofenwinkel ihrer Seele verbirgt. Eigentlich sollten die Beamten, Zahnärzte und Diktatoren in allen Städten Denkmäler erstellen, auf welchen mit gemeisselten Buchstaben stehen würde: Dem unbekannten Erfinder des Vorzimmers, dem Begründer ihrer Macht und Grösse — die dankbaren Beamten, Zahnärzte und Direktoren.